

Professor Dr. Dr. h.c. Peter Steinacker
Kirchenpräsident der Evangelischen
Kirche in Hessen und Nassau

**Bemerkungen zum Verhältnis von Kunst und Religion
anlässlich der Vorpremiere von Helena Waldmanns
Tanztheater „Feierabend! – Das Gegengift“**

I.

Die EKHN hat eine Stiftung gegründet und mit einem Stiftungskapital ausgestattet, um Kirche und Kultur wieder näher zusammen zu bringen. Jahrtausende lang hatten Religion und Kunst einen engen Zusammenhang, der in den Götterbildern manifest wurde. Die im Himmel (oder der Transzendenz) weilenden Wesen sind, so denken besonders die alten, auch heute lebende Religionen, im Bild gegenwärtig und über das Bild verfügbar. Im Bild der Gottheit werden ihre Macht, ihr Schutz repräsentiert oder Fruchtbarkeit und Jagdglück von ihr verheißen. Von ihm gehen Fluch und Segen aus. In dieser Weise steht in den Religionen die Kunst im Medium der Religion und in ihrem Dienst. Es wäre allerdings ein grobes Missverständnis, würde man das Bild der Gottheit mit dem Gott selber identifizieren. Das Bild ist lediglich die

Repräsentation der Gottheit bzw. der Ort, an dem sich die Gottheit präsent macht und sich der Welt und den Menschen heilvoll zuwendet.

Seit der Goethezeit hat die Ästhetik betont, dass Kunst und Religion gleichen Ursprungs sind als verschiedene, aber aufeinander bezogene Kulturphänomene der Menschheit. In der Kultur überschreitet der Mensch seine naturhaften Gegebenheiten und den rein funktionalen Bereich seines Lebens auf so etwas wie „Schönheit“ hin. So wie das Heilige mehr als nützlich ist und sich nicht im Trost verwirrter Seelen erschöpft, so ist auch das gemachte Schöne mehr als nützlich und mehr, als Nachahmung der Natur, mehr als gemacht (Adorno). Zur gleichen Zeit, also etwa seit dem 18. Jh., entsteht das, was wir heute autonome Kunst nennen, die sich vom religiösen Umfeld emanzipiert, eine Entwicklung, die sich in der Mitte des 20. Jhts. beschleunigt hat. Zwar war im 18. Jh. noch immer die religiöse Aura der Kunst mit bedacht. Deshalb hat Wackernagel die These von der Kunstreligion nicht ohne Grund ins Spiel gebracht. Im Zuge der Säkularisierungstendenzen und einer zunehmenden Dogmenkritik im 19. Jht. an der überlieferten christlichen Religion entstehen Versuche zur Rettung der Religion durch die Kunst – etwa bei Richard Wagner oder durch den olympischen Gedanken des Sports bei Pierre de Coubertin.

Dennoch war bis weit ins 20. Jh. hinein die Nähe zwischen Kultur und Religion und zwischen Kunst und Kirche in Nähe und Distanz immer noch Voraussetzung der kulturellen Entwicklung in Deutschland und Europa. Große Theologen wie Paul Tillich haben auf den religiösen Gehalt der Kultur und auch der Kunst hingewiesen, der sich darin zeige, dass alle Kultur nach ihrem Gehalt auf das Unbedingte verweise. Dieser Zusammenhang scheint sich gegen Ende des 20. Jht. und auch jetzt am Anfang des 21. Jht. weiter gelöst zu haben als der Kunst aber auch der Kirche gut tut.

Auch die neue Kunst hat Anteil an der allgemeinen gesellschaftlichen Säkularisierungstendenz. Vielleicht hat die verbreitete Ausgrenzung der Religion als Religion aus der Kunst mit dem Rückgang des religiösen Selbstbewusstseins auch der Künstlerinnen und Künstler zu tun, sicher aber auch oft mit einem merkwürdig uninformierten Kunstverständnis der kirchlichen Eliten.

Die Stiftung der EKHN will diesen Zustand ändern, weil unsere Kirche der Auffassung ist, dass christlicher Glaube auch in allen kulturellen Facetten, also auch der Kunst, speziell dem Tanz Leben und Welt gestalten möchte.

II.

Diesen Zusammenhang von Kunst und Religion möchte ich Ihnen in einer kurzen Betrachtung über die Feste vor Augen führen. Feste waren vom Anfang der menschlichen Kultur an ein Teil der Weltgestaltungskraft der Religionen. Ihre Bedeutung für menschliches Leben liegt ganz besonders darin, dass wir Menschen unsere Zeit in zwei Dimensionen erleben, nämlich Alltag und Feiertag, bzw. Fest. Dahinter verbirgt sich die tiefe Einsicht in die Zeitlichkeit unseres Daseins. Nicht jede Zeit hat gleiche Qualität, auch wenn die unterschiedlichen Zeitebenen in unserem Leben miteinander verbunden sind. Eine nur quantitative Erfassung der Zeit, d.h. ihre Egalisierung durch die Einebnung der Qualitätsunterschiede verfehlt diese Tiefe des gelebten Lebens. Das ist die feste Überzeugung der Religionen.

Der Alltag ist die Zeit der alltäglichen Verrichtungen, der Routine, der Zweckorientiertheit. In ihm geht es um Auseinandersetzung, um Lebensfristung, um den Kampf ums Dasein. Die alltäglichen Verrichtungen unterliegen einer gewissen Banalität. Sie werden von Disziplin und Knappheit regiert. Im alltäglichen Leben regiert oft der Zufall, die Regellosigkeit. Der Alltag ist trotz seiner Belastungen geprägt von einem Mangel an Sinn. Wie oft fragt man sich am Abend eines Tages, was man an diesem Tag wirklich Sinnvolles getan hat.

Davon unterscheidet sich die Zeit des Festes. Zu seiner Zeit gehört das Festgelegte, das rituell Geordnete, die Tradition, die Mythen, die Gemeinschaft. Feste kann man nicht alleine feiern. Selbst das bei Festen bisweilen rituell erzeugte Chaos dient letztlich der Bewahrung von Ordnungen, des geordneten Lebens, der Ehe, der Eltern-Kind-Beziehung, des Rechts usw. Die Zeit des Festes ist der Friede. Das Fest ist nicht nur Anlass sondern durch seine Begründung, bzw. seine Ätiologie auch Quelle zur Besinnung auf Sinn. So sind seit jeher Feste die Zentren religiöser Erfahrung, das Medium und der Ort kultureller Erneuerung, des kulturellen Gedächtnisses (Jan Assmann). In den Festen reproduzieren die gesellschaftlichen Gruppen ihre Identität und sichern den Zusammenhalt einer Gesellschaft. So dienen sie der Ermöglichung des Lebens in der widerständigen Welt. Sie sind der eigentliche Erneuerungsgrund des alltäglichen Lebens, und darum ist die Welt ohne diese Unterscheidung der Zeiten in Alltag und Fest für die religiöse Perspektive auf das Leben keine wirklich lebbare Welt.

Darum hat schon Platon die Feste dem Erbarmen der seligen Götter zugeschrieben. In der griechischen Religion waren die Götter deshalb in einer beneidenswerten Seinsverfassung, weil sie ihr Leben ohne Arbeit und Mühe in seliger Leichtigkeit leben konnten. Bisweilen dringt in manchen Mythen noch durch, dass die Menschen deshalb geschaffen wurden, um die

für die Erhaltung der Welt nötige Arbeit zu verrichten, von der die Götter sich dispensierten. Nun sehen die Götter, dass die Menschen sich mit dem ihnen verordneten alltäglichen Leben schrecklich abplagen. Das ist zwar ihre Bestimmung. Dennoch sehen die Götter, dass dieses harte Leben den Menschen die Lebenskraft raubt und sie mehr und mehr unfähig macht, ihr Leben nach Lust und Unlust zu ordnen und sie deshalb zugrunde zu gehen drohen. „Doch die Götter erbarmten sich dann über das zur Mühsal geschaffene Geschlecht der Menschen und setzten zur Erholung von diesen Mühen die bunte Reihe der Feste ein, die wir zu ihren Ehren feiern“, schreibt Platon in den „Nomoi“. Nach seiner Meinung dienen also die Feste, die mit den Göttern begangen werden, der Entlastung und dem wahren Leben. Durch sie wird die wahre Wirklichkeit der Welt geschaut und ausgesprochen und rituell stabilisiert. Feste machen die alternde Welt wieder jung. In ihnen wird der Welt erneuerte Zeit geschenkt. Sie sind insofern Inbegriff sittlicher Gestalt, als sie eine Welt konstituieren, in der Menschen in Gemeinschaft mit anderen Menschen geordnet leben können.

Feste gliedern also die Zeit und geben ihr einen kulturellen Rhythmus, der unseren Alltag vollendet und ihm eine Richtung gibt. Das ist noch heute so, wenn uns im Blick auf Feste, z.B. Ostern oder Weihnachten oder den Jahreswechsel, eine gewisse Hektik überfällt, Dinge zu erledigen, die bis dahin angeblich

erledigt werden müssen, auch wenn danach für sie eigentlich auch noch Zeit wäre. Aber auch die durch Feste gegliederte Zeit kann von niemandem angehalten werden. Die Zeit der Welt und des Lebens zerrinnt in einem unhaltbaren Strom, und im pausenlosen Strömen und Vergehen schreitet der Tod, das Schicksal dieser Welt. Die Menschen suchen Ruhe und Halt in diesem Strom. Sie suchen Dauer in diesem ständigen Wandel. Das machen sie z.B. darin, dass sie den pausenlosen irreversiblen Strom der Zeit, die keine Wiederkehr kennt künstlich in eine Wiederholung überführen, indem wir so tun, als sei der nächste Tag dem vergangenen dadurch gleich, dass auch er in 24 Stunden abläuft. Das Zifferblatt der Uhr rundet den Zeitstrahl und suggeriert damit eine Gleichheit und Wiederholbarkeit der Zeit, die in Wahrheit gar nicht besteht und möglich ist. Diese künstliche Gleichheit erlaubt uns in dem unwiederbringlichen Strom der Zeit eine Art wiederholbare Dauer zu denken, indem wir sie rhythmisieren und den Zeitstrahl runden. Das Fest in seiner Wiederholung und Rückbeziehung auf den Anlass des Festes (z.B. den Neumond, den Jahreszeitwechsel, das 7-Tage-Schema, die Geburt usw.) macht die Zeit wiederholbar in der rhythmischen Wiederkehr der Feste. Damit entsteigen die Menschen rituell dem Verfallensein an die unwiederholbare Zeit, dem Schicksal. Das Fest, indem es die Zeit gliedert, gestaltet Dauer, und insofern sind alle Feste Feste gegen den Tod.

Dies wird im Titel des heutigen Tanztheaters „Feierabend – das Gegengift“ aufgenommen. Das Fest, das wir heute Abend feiern, ist ein Fest gegen den Tod.

Freilich hat die Säkularisierung auch unsere Feste erfasst und tief beschädigt. Die Klagen darüber, dass die Feste heute in aller Regel misslingen, haben darin einen triftigen Grund, dass die religiöse Grundierung unserer Feste immer schemenhafter wird. Feste verlieren aber ohne Religion in aller Regel ihren Kern. Das merkt man z. B. daran, dass es in Deutschland überhaupt kein wirklich nationales Fest gibt ohne religiöse Begründung. Der 17. Juni als nationaler Festtag war ungeeignet, weil sein Anlass gesamtdeutsch, wie das damals hieß, nicht die gleiche Bedeutung hatte. Mit dem 3. Oktober ist es nicht besser. Weil wir in Deutschland keine Zivilreligion kennen, hat der 3. Oktober keine wirklich festliche Resonanz in Deutschland gefunden. Der 1. Mai hat mit dem Wegfall seiner quasi-religiösen Begründung der Besinnung auf den arbeitenden Menschen als Wurzel der Geschichte seine Anziehungskraft als Fest der ganzen nationalen Gemeinschaft verloren. Das ist in Frankreich und den USA ganz anders. Dort sind auch die nationalen Feiertage durch eine gewisse Art der Zivilreligion grundiert.

Der einzige Festtag, der in unserem Land noch so etwas wie allgemeine Festlichkeit dokumentieren könnte, ist der Sonntag,

der Tag der seelischen Erbauung und der Arbeitsruhe, wie es im Grundgesetz heißt.

Warum solche Tage so wichtig sind, kann man mit der Theorie der Feste, die ich Ihnen heute vorgetragen habe, sehr schnell erfassen. Der Alltag kann auf Dauer nicht gelingen, ohne seinen Ermöglichungsgrund, nämlich das Fest. Wenn die Kirche sich darum für den Sonntag so stark macht, wie sie das Gott sei Dank tut, dann tut sie das nicht nur aus Eigeninteresse, sondern weil der Sonntag allen Menschen und dem Land gut tut, also auch solchen, die nicht die Gottesdienste der verschiedenen Religionsgemeinschaften besuchen. Wer den Sonntag preisgibt, muss wissen, dass er auch damit die Ordnungen des Alltags, ja des ganzen Lebens beschädigt. Feste dienen nämlich dem Leben, und darum freue ich mich auch heute auf diesen festlichen Abend.